

WEITER, IMMER WEITER



Zu Fuß durchs schottische Hochland oder mit dem Bus bis Kapstadt: Unser Autor ist um die ganze Welt gereist. Und hat auf seinem Weg die uralte Essenz des Reisens entdeckt

E

s regnete fast ununterbrochen. Nur selten kamen wir an einem Gehöft vorbei, und wenn, dann verlor es sich in der feuchten grünen Landschaft. Abends

bauten wir unser Zelt aus vier schwarzen Stoffbahnen auf, sammelten unter den wenigen Bäumen klamme Äste und bekamen unser Lagerfeuer irgendwie an. Nach dem Abendessen hängten wir die nassen Socken im Zelt auf. Sie waren morgens nie trocken, trotzdem zogen wir sie nach dem Aufstehen mit einem leisen Stöhnen an und liefen weiter. So ging das viele Tage. Die Sonne kam nicht oft durch, strahlte dann aber umso schöner über dieser wundersamen Landschaft aus Seen und fast baumlosen Bergen. Quer durchs schottische Hochland von Perth nach Kyle of Lochalsh, gegenüber der Isle of Sky, und weiter die Küste hinauf. Wir hatten uns das in den Kopf gesetzt. Und der Regen hielt uns nicht auf.

Diese fast 300 Kilometer zu Fuß haben damals, vor bald 40 Jahren, ein Tor für mich aufgestoßen. Es war das erste Mal, dass ich »auf Fahrt« ging. So nennen Pfadfinder eine lange Wanderreise. Wir hatten kein Ziel, es ging darum, eine Landschaft zu durchqueren, zu »er-fahren«. Ganz im alten Sinne des Wortes »fahren«, das in der mittelhochdeutschen Sprache bedeutete, sich fortzubewegen. Zu Fuß oder auf dem Pferd. Die »Erfahrung«, die wir dabei machten, war trotz des Regens, trotz der nassen Socken überwältigend.

Wir hatten jeden Morgen unseren inneren Schweinehund überwunden. Wir hatten freundliche Bauern kennengelernt, die uns Torf ins verrauchte Zelt brachten, nachdem sie unser kläglich glimmendes Lagerfeuer gesehen hatten. Wir hatten eine der rauesten und schönsten Landschaften Europas bestaunt, in Seen gebadet, Abend für Abend über dem Feuer mit einem einzigen Topf gekocht. Als wir nach paar Wochen wieder zu Hause ankamen, immer noch den Geruch von Holzfeuer ausdünstend, strahlten wir übers ganze Gesicht. Wir hatten die uralte Essenz des Reisens entdeckt: das Erfahren der Welt als eine unaufhörliche Bewegung, die den Menschen herausfordert – emotional, körperlich und geistig.

»Der Ursprung des Daseins ist die Bewegung«, schrieb der andalusische Philosoph

Ibn Arabi vor 800 Jahren. Als Nomade hat der Mensch sich in Zehntausenden von Jahren über den Erdball verbreitet. In Schrittgeschwindigkeit. Ist nach einer längeren Rast aufgestanden, um weiterzugehen, vielleicht ohne Ziel, aber immer voller Neugier, was hinter der nächsten Flussbiegung, der nächsten Bergkuppe kommen könnte.

Dieses Dasein kam mit der Sesshaftwerdung zu einem seltsamen Stillstand. Der Mensch entdeckte seine Anhänglichkeit an die Scholle. Reisen wurde zur Ausnahme. Die einen konnten es – Händler und Mächtige, Künstler und Gelehrte –, die anderen mussten es, fahrendes Volk ohne Felder und Haustiere. Sie alle brachten dem Reisen einen zweifelhaften Ruf ein. Ihm haftete nun etwas Unstetes, Unberechenbares an, das sich mit einem ehrbaren Leben und harter täglicher Arbeit, die der Erde Nahrung abzurufen versucht, nicht vertrug.

Das Industriezeitalter hat erneut alles verändert. Reisen ist eine Notwendigkeit geworden, um in anderen Ländern Geschäfte zu machen. Reisen ist eine Sehnsucht geworden, an einem fernen Strand den Alltag vergessen zu können. In wenigen Jahrzehnten hat die Rehabilitierung des Reisens eine eigene Industrie entstehen lassen: den Tourismus, »die schwerste, die wichtigste Industrie des 21. Jahrhunderts«, wie der italienische Journalist Marco d'Eramo betont. Studienreisen, Geschäftsreisen, Sprachreisen, Sportreisen, Urlaubsreisen, Gruppenreisen – die Produktpalette des Reisens ist reichhaltig, und sie findet regen Absatz. Der postmoderne Mensch ist in ständiger Bewegung. Aber reist er auch?

Die deutsche Sprache mit ihren vielen feinen Variationen hat hier ein interessantes Wort parat: ver-reisen. Im Deutschen macht die Vorsilbe »ver« zweierlei: Erstens versetzt sie etwas oder jemanden in Bewegung. Zweitens markiert sie ein Wort als negativ oder schwierig, wie »verlieren«, »verfahren«, »verfransen«. Geht das zusammen?

Dass das Wesen des Reisens vielleicht doch nicht einfach darin besteht, den Ort zu wechseln, möglichst ohne großen Zeitaufwand, zeigt die ungebrochene Faszination des Roadmovies. Das Kinopublikum fiebert mit, wenn die Helden ins Auto steigen und ins Ungewisse fahren. Das sieht manchmal verführerisch leicht aus wie in *Easy Rider*, in dem zwei Motorrad-Nomaden dem *American*



Ob zu Fuß, per Boot, Bahn, Rad oder Auto: Beeilen Sie sich nicht beim Reisen. Manchmal bringt einen ein Umweg schneller ans Ziel. Und legen Sie Ihre Route nicht vorher genau fest. Es gibt so viel Wunderbares zu entdecken



Reisen ist einfacher, als die meisten glauben: Fast überall auf der Welt gibt es einen Bus, der einen weiterbringt. Denn die Einheimischen wollen auch vorwärtskommen. Dass man irgendwo stecken bleibt, ist ziemlich unwahrscheinlich

Way of Life entsagen und auf den Weiten amerikanischer Landstraßen eine neue Freiheit suchen. Manchmal entspringt das Losfahren einem Akt der Verzweiflung wie in *Thelma und Louise*, wo zwei Frauen auf der Flucht Freundschaft und Stärke entdecken und das Publikum mit ihnen zittert.

Das Roadmovie zeigt in verdichteter Form, wie das »Er-fahren« den Reisenden einen Rhythmus aufzwingt aus Bergen, Flüssen, Grenzen, politischen Komplikationen, zufälligen Begegnungen, Essen, Krankheiten. Sie wissen nicht, wo sie in einer Woche sein werden, immer weiter tasten sie sich vor, ohne sich zurückziehen zu können.

Vielen genügt es, anderen bei ihrer fiktiven Reise auf der Kinoleinwand zuzuschauen. Oder in einem Roman zu folgen. Die Reise ist ein uralter Topos der Literatur, das Roadmovie nur seine cineastische Fortsetzung. In Homers *Odyssee*, in Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens *Der abenteuerliche Simplicissimus* und auch in Jack Kerouacs *On the Road* durchqueren die Protagonisten eine ihnen unbekannte Welt. Manchmal wachsen sie daran, so wie Odysseus. Manchmal scheitern sie, so wie es der Simplicissimus am Ende empfindet. Aber immer verändert die Reise unwiederbringlich den Blick auf die Welt.

Ich las *On the Road* Jahre nach der Durchwanderung des schottischen Hochlands. Das Feuer, selbst loszufahren, flammte sofort wieder auf. »Ich war überrascht, wie immer, wie leicht es war aufzubrechen und wie gut es sich anfühlte. Die Welt war plötzlich reich an Möglichkeiten«, schrieb Kerouac. Viele Menschen glauben, aufzubrechen erfordere Mut. Für mich ist es eher eine positive Naivität, mit der ich auf Reisen gehe, ich habe ein Grundvertrauen in die Welt, dass sie es doch gut mit einem meint und ungeahnte Schätze enthüllen könnte.

Dieser Gedanke verflüchtigte sich nicht mehr, und so stand ich zehn Jahre nach der Lektüre von Kerouacs Buch mit meiner Freundin auf dem Bahnhof Hamburg-Dammtor. Unsere Freunde winkten uns zu, als wir in den Zug stiegen, einige schüttelten lächelnd den Kopf. Ich wusste, dass sie uns für verrückt hielten.

Gut möglich, denn unser Ziel war nicht Berlin, wo wir am Abend aussteigen würden, sondern Kapstadt. Der südlichste Punkt, den man von Mitteleuropa aus über

Land erreichen kann. Wochen später saßen wir einmal mehr in einem Bus, der schon seit Stunden unterwegs war. Die Sonne war längst untergegangen. Der Fahrer hatte die Beleuchtung im Bus ausgeschaltet, damit alle Schlaf finden konnten. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Alle fünf Minuten flogen wir in die Höhe, wenn der Bus über die nächste tiefe Bodenwelle donnerte. Der Wüstensand war hart wie Beton, die Stoßdämpfer des Busses schienen resigniert zu haben. Hilflöses Auflachen erfüllte den Bus, wenn alle Passagiere sich nach einer Bodenwelle wieder auf ihren Sitzen sortierten, gefolgt von Witzen auf Arabisch oder Nubisch oder einer anderen uns unbekannten Sprache, die mit weiterem Gelächter quittiert wurden. Unsere zufällig zusammengewürfelte Reisegruppe hatte eine grimmige Heiterkeit erfasst, die uns alle verband.

Ich sprach mit meinem Sitznachbarn in holprigem Englisch über Fußball. Dann flogen wir in der Dunkelheit wieder von unserem Sitz in die Höhe, ich stieß mit dem Kopf an die Decke, wir lachten und zündeten uns Zigaretten an. Irgendwann nickten wir doch noch ein. Am frühen Morgen hielten wir für eine Pause an einer Teeküche. Wir saßen zu mehreren auf einer Decke,

28 Stunden Höllenfahrt
durch die Wüste.
Warum man sich
das antut, fragt nicht,
wer unterwegs ist

nippten am Tee und unterhielten uns. Ein älterer Mann entschuldigte sich erneut für die Umstände dieser Fahrt, die auf uns doch nur einen schlechten Eindruck machen könne. Er fühlte sich seit der ersten Rast für unser Wohlergehen verantwortlich und holte uns einen weiteren Tee. Nach 28 Stunden im Bus stiegen wir in Khartoum, der Hauptstadt des Sudan, aus. Durchaus gerädert, aber erfüllt von einem Erlebnis, das selbstverständlich nur als verrückt bezeichnet werden kann. Wir verabschiedeten uns von unseren Reisegefährten, dann gingen alle ihrer Wege.

Warum tut man sich das an, sich 28 Stunden in der Wüste durchschütteln zu

lassen? Darauf gibt es keine Antwort, weil die Frage sich gar nicht mehr stellt, wenn man unterwegs ist. Der Weg, der vor einem liegt, entwickelt einen erstaunlichen Sog, wenn man sich auf ihn eingelassen hat. Da sind die Landschaften und ihr Licht, die sich

Reisen braucht ein
menschliches Maß an
Bewegung, das die
Sinne nicht überfordert,
sondern schärft

wandeln. Grüne Landschaften gehen in trockene über, die schließlich der Wüste weichen, mit ihrem atemberaubenden Sternenhimmel in der Nacht. Und irgendwann wird die Vegetation wieder dichter, bis sie schließlich üppig wuchert.

Aber all diese Verwandlungen sind auf einem Roadtrip von einer Langsamkeit, die es dem Kopf und dem Körper erlaubt, hinterherzukommen. *Rückkehr zum menschlichen Maß* hieß ein Buch des klugen E. F. Schumacher. In dem ging es nicht um das Reisen, sondern um die Gigantomanie und die Beschleunigung der westlichen Moderne. Aber der Gedanke war richtig: Es braucht ein menschliches Maß der Bewegung, das die Sinne nicht überfordert, sondern schärft.

Vor allem sind da aber die Menschen, denen man entlang des Weges begegnet. Manchmal sind es kleine Gesten, die über Sprachbarrieren hinweghelfen. Morgens in Aleppo versuchte ich an einer Bude, auf Arabisch Orangensaft zu bestellen. Die Wörter hatte ich mir in meinem Sprachbüchlein zusammengesucht. Das Gesicht des Budenbesitzers, der eben noch verschlossen gewirkt hatte, hellte sich auf. Er nahm einen Apfel, schnitt ihn in dünne Scheiben und schob sie uns auf einem Teller lächelnd zu, bevor er die Orangen auspresste. Der Saft schmeckte noch besser.

Viele Wochen später hatten wir im Rift Valley in einem Hotel eingeecheckt, das einmal bessere Tage gesehen haben musste. Von der großen Hotelterrasse hatte man einen spektakulären Blick auf das grüne Tal und die beiden eigenartig gefärbten Seen. Wir kamen ins Gespräch mit einem der äthiopischen Gäste, der Deutsch sprach. Es stellte sich heraus, dass Bezabe seit vielen Jahren in

Deutschland lebte. Er war mit seinem Sohn Daniel angereist, der noch nie vorher in Äthiopien gewesen war und die Heimat seines Vaters noch nicht kannte. Dann setzte ein Wolkenbruch ein, und alle Gäste auf der Terrasse eilten auf ihre Zimmer.

Eine Stunde später klopfte es an unserer Tür. »Sie werden auf der Terrasse erwartet«, sagte ein Hotelmitarbeiter. Neugierig gingen wir hinüber. Bezabe und Daniel saßen an einem gedeckten Tisch mit Blumen und Kerze. Beide sahen uns freundlich an. Es war Heiligabend – daran hatten wir fern der Heimat gar nicht mehr gedacht.

»Ich möchte Sie heute Abend einladen, hier in meinem Land, weil ich den Deutschen etwas zurückgeben möchte«, sagte Bezabe. Uns wurde ganz warm ums Herz. Er erzählte uns von der Schule für Aids-Waisen, die er mit Spenden aus Deutschland selbst aufgebaut hatte, um kein Geld an die Verwaltungen von Hilfsorganisationen zu verschwenden. Es war ein denkwürdiges Weihnachtsessen, wir lachten miteinander über die verrückte Welt und erfreuten uns an der wunderbaren äthiopischen Küche. Irgendwann sagt Bezabe zu mir: »Öffne deinen Mund.« Er hatte ein Stück vom Injera, einer Art großem äthiopischen Crêpe abgerissen, mit Sauce gefüllt und schob es mir in den Mund. »Das ist hier ein Zeichen für Freundschaft, einen anderen zu füttern.«

Unterwegs sein hält eine wichtige Entdeckung bereit, wenn man sich darauf einlässt: Überall sind Menschen. Nicht fremde Kulturen, sondern Menschen. Mit ihrer Gastfreundschaft, mit ihrer Herzlichkeit, mit ihren Träumen, mit ihren Geschichten. Das eint den Homo sapiens überall auf der Welt, seit er vor 50.000 Jahren Ostafrika verließ, auch wenn er heute in all seinen Farben und mit all seinen Sprachen so verschieden wirken mag. Das Gemeinsame in dieser Verschiedenheit ist die vielleicht wichtigste Lektion des Reisens als »Er-fahrung«, erst recht in diesen Tagen einer Globalisierung, die immer beunruhigender, ja bedrohlicher zu werden scheint.

Zur Globalisierung gehört natürlich auch: Wer reist, passiert Grenzen. Die wirken oft bedrohlich. Da sitzen an Grenzübergängen Uniformierte an Tischen, die den Reisenden mit undurchdringlichem Blick anschauen. Lassen sich Zeit, bis sie den Pass abstempeln. Doch selbst an Grenzüber-

SERIE:
Wie Reisen uns weiterbringt

1 Woanders schlafen

Eine Expedition auf den Spuren des Homo hotelensis.
(Ausgabe 6/2024, nachbestellbar unter zeit.de/zw-archiv)

2 Unterwegs sein

Wie ein Roadtrip (Bahn, Rad, Auto, Fuß) das Denken befreit.
(in dieser Ausgabe)

3 Leben im Freien

Frische Luft und Sternenhimmel.
Das macht philosophisch.
(erscheint am 14. Februar 2025)



Niels Boeing ist seit seiner Jugend Reisender aus Leidenschaft. 1996 umrundete er in Etappen in sieben Monaten einmal die Welt, 2004/2005 fuhren er und seine Freundin in fünf Monaten über Land von Hamburg nach Kapstadt



Weite Landschaften können ein unbeschreibliches Gefühl der Freiheit auslösen. Aber sie mahnen uns auch zur Bescheidenheit: Mensch, nimm dich auf diesem Planeten nicht zu wichtig. Er war schon lange vor dir da

gängen kann es zu unerwarteten kleinen Begegnungen kommen.

Einige Tage nach dem Weihnachtessen saßen wir vor einem kenianischen Grenzbeamten. Er nannte den Preis für die Visa. Wir kramten in unseren Taschen, kenianische Schilling hatten wir noch nicht getauscht. Ob er auch Euro nehmen würde? Wir reichten ihm einen Schein. Er gab mir Schilling zurück, ich zählte sie und sagte, dass das zu viel sei. Er entgegnete, er habe es nicht passend. Und fügte dann lächelnd hinzu: *»You're my brother.«*

Ich war sprachlos, aber er machte eine Handbewegung, wir sollten nun weitergehen, immer noch lächelnd. Auch das ist eine Universalie: das menschliche Bedürfnis, eine unklare Situation mit einem Spruch,

einem Scherz, einem Lächeln aufzulösen. Nicht einmal die Schwere einer Staatsgrenze kann dieses Bedürfnis vollständig zunichte machen. Also noch eine Lektion: Wer reist, sollte das Lachen nicht vergessen. Selbst dann nicht, wenn ein Taxifahrer oder ein Rikschafahrer einen Fantasiepreis aufruft. Anstatt sich zu echauffieren, dieser Preis sei unverschämt hoch, hilft es, ihn anzulachen und einen viel niedrigeren Preis, womöglich sogar einen unverschämt niedrigen Preis, aufzurufen. Dann lacht plötzlich der Taxifahrer, der Rikschafahrer, und es entsteht ein heiteres Gefeilsche, das zu einer vergnüglichen Fahrt mit Anekdoten und kleinen Witzen führen kann.

Eine weitere Erkenntnis stellt sich nach vielen Wochen auf der Straße ein: Es geht

immer weiter. Vielleicht nicht sofort, aber das ist auch nicht wichtig.

Es wird weitergehen.

In dem kenianischen Grenzort stiegen wir morgens in ein Jeep-Taxi. Hinter den letzten Häusern führte die Landstraße in eine glühendheiße ausgetrocknete Vulkanlandschaft. Nichts zog den Blick auf sich, so gleichmäßig waren die Lavabrocken bis zum Horizont verteilt. Nach drei Stunden bemerkten wir, dass der Fahrer nervös wurde. Immer wieder hielt er die Hand aus dem Fenster, schien zu winken, wem oder was auch immer. Plötzlich hielt er an, stieg aus und öffnete die Motorhaube.

Kleine Dampfschwaden kamen zum Vorschein. Der Fahrer füllte Kühlwasser nach, aber das pladderte sofort auf die staubige

Piste. Er holte seinen Gebetsteppich aus dem Wagen, rollte ihn zwanzig Meter weiter am Straßenrand aus – und begann zu beten.

Unsere kleine Reisegruppe, wir waren zu sechst, setzte sich auf die Lavablöcke am Wegesrand. Wir warteten in der Hitze. Nach zwei Stunden kam ein Truck, dessen Fahrer einen losen Schlauch am Kühler reparieren konnte. Wir fuhren weiter, aber nach einer halben Stunde ging der Jeep wieder aus. Erneut der Blick unter die Motorhaube: Nun hatte sich ein Batteriekontakt gelockert. Der Fahrer fixierte ihn notdürftig mit einer Badelatsche. Wir unterdrückten ein Lachen. Alle halbe Stunde hielt er fortan an, um Badelatsche und Batteriekontakt nachzujustieren. Die Sonne war gerade untergegangen, da kamen wir am Ziel an. Mit Badelatsche.

Warten ist eine Kunst, die der Reisende erlernen kann. Sie scheint aus der Zeit gefallen zu sein, wenn alles sofort zur Hand ist. Dinge, Daten, Auskünfte. Warten gilt im Industriezeitalter als verlorene Zeit. Wer es

schafft, Ereignislosigkeit nicht einfach zu ertragen, sondern sie als zeitlose Gegenwart zu betrachten, gewinnt etwas sehr Wertvolles: Gelassenheit.

Reisen, heißt es, sei immer auch eine Reise zu sich selbst. Was aber kann wichtiger sein, als dass dieses Selbst entdeckt, dass es

Reisen ist immer auch eine Reise zu sich selbst. Aber was geschieht, wenn man bei sich angekommen ist?

nicht allein ist, dass es nichts Besonderes ist, dass überall Menschen sind? »Reisen ist verhängnisvoll für Vorurteile, Bigotterie und Engstirnigkeit«, schrieb Mark Twain. Man könne nicht zu einem freundlichen und großzügigen Blick auf Menschen und Dinge kommen, »wenn man sein ganzes Leben in einer kleinen Ecke des Planeten vor sich hin

vegetiert«. Twains Mahnung ist heute aktueller denn je. Es ist nicht nötig, dafür ganze Kontinente zu durchqueren oder die Welt zu umrunden. Entscheidend ist, loszugehen, loszufahren und sich auf andere Landschaften mit ihren Menschen einzulassen. Ohne Eile. Und dabei genau hinzusehen. Und Vertrauen zu entwickeln.

Reisen im Sinne einer solchen permanenten Bewegung ist etwas anderes als eine kulturelle Besichtigung oder ein Entspannungsurlaub: Es ist eine eigene Seinsweise, eine Art modernen Nomadentums auf Zeit, die den beschränkten Horizont des hektischen Industriezeitalters aufreißen kann.

Erst indem sich der Reisende durch die Weite hindurchbewegt, die Künstlichkeit der modernen Grenzen erkennt, hat er überhaupt eine Chance, das hyperkomplexe »Global Village« des 21. Jahrhunderts in seiner beeindruckenden und auch verwirrenden Vielfalt wahrzunehmen – und anzunehmen. Der Reisende hat eine neue Welt zu gewinnen. ■

Eine faszinierende Reise durch die Welt der Gefühle

Diese **großartig illustrierten Karten** führen Sie durch die Kulturgeschichte von **20 Emotionen**, die Ihnen allen vertraut sind – von Beleidigtsein bis Zorn. Jede einzelne von ihnen wird im beiliegenden Booklet umfassend kulturhistorisch und philosophisch erklärt und auf ihr Vorkommen, ihren Nutzen, ihre Nebenwirkungen und ihre Therapierbarkeit untersucht.

Kartenbox + Booklet
»Gebrauchsanweisung für ein Gefühl«

Entdecken Sie **20 Emotionen** neu! Wunderschön illustrierte Karten und Booklet mit Texten aus ZEIT WISSEN.
22,00 €* | Bestell-Nr. 48356



Jetzt erhältlich im Buchhandel oder unter: shop.zeit.de/gefuehle 040/3280-101